Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 18 (1942-1943)

Heft: 19

Artikel: Weihnachtstag auf Posten T.F.

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-709857

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sucht und einer sorgfältigen Pflege unterzogen. Diese erfolgt, wie übrigens jede umständlichere Pflege, in einem besondern Operationssaal. Die abgenutzten Zähne werden geraspelt, die faulen nötigenfalls gezogen usw. Zur Pflege gehört außerdem, daß den Pferden die Hufeisen abgenommen und die Hufe so beschnitten (geformt) werden, daß sie auch ohne Hufeisen die natürliche Form beibehalten. Dadurch werden die Hufe auch nicht unbeträchtlich gestärkt. Bevor die Pferde das Lazarett verlassen, werden sie von geschickten Hufschmieden beschlagen.

Das Wichtigste bei der eigentlichen Pflege besteht darin, daß die Fütterung zweckmäßig geregelt wird. Außer der vorgeschriebenen Futterration — 7 kg Heu und 6 kg Futterzellulose — bekommt jedes Pferd hier täglich 2 kg Hafer. Da alle Pferde hier vollständige Ruhe genießen, ist diese Futterzulage recht bedeutend. Aber außerdem bekommen die Pfleglinge noch verschiedene Vitamine, u. a. sog. Vigantol (konzentrierten Lebertran) und verschiedenartige Futter- und Vitaminpräparate. Einigen Pfleglingen verschreibt der Veterinär sogar Arsenpräparate, die den ganzen Organismus auffrischen oder «das Blut reinigen», wie sich der einfache Mann aus dem Volke ausdrückt.»

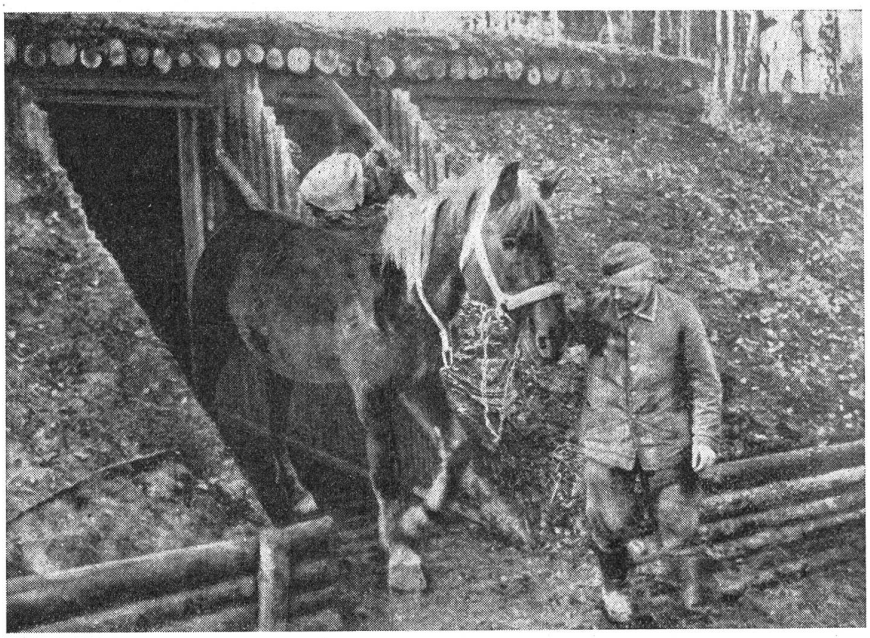
*

Wenn ich mich noch bei dem Stabsveterinär nach dem Zustande der Pferde unseres Frontabschnitts im allgemeinen erkundige, so erfahre ich, daß die grimmige Kälte keine nachteiligen Folgen auf das Wohlbefinden der Pferde gehabt habe, denn in den beiden Kriegen hat die Mannschaft schon gelernt, dafür zu sorgen, daß die Unterstände für Pferde in jeder Hinsicht zweckmäßig eingerichtet werden.

Die Verluste an Pferden im Verlaufe der Kriegsoperationen sind auch nicht übermäßig groß gewesen. Man hat sie alle durch erbeutete Pferde ersetzen können, und eine Pferdeergänzung ist während des ganzen Feldzuges nicht nötig gewesen. Im Gegenteil hat die Armeeleitung zahlreiche, vom Feinde erbeutete Pferde den Landwirten zur Verfügung gestellt. Es hat sich aber dabei herausgestellt, daß die erbeuteten russischen Pferde den eigenen Pferden an Leistungsfähigkeit lange nicht gleichkommen.

Wir besichtigten noch den eigentlichen Krankenstall und den angeschlossenen Operationssaal mit allen seinen Instrumenten. Ich lasse mir erzählen, daß hier sogar schwere Operationen mit Narkose ausgeführt worden sind. Stabsveterinär P. ist eben damit beschäftigt, einem Pferde einen Granatsplitter herauszuziehen.

Alles, was ich hier sehe und höre, überzeugt mich davon, daß die finnischen Veterinäre von demselben Gedanken beseelt sind wie die Militärärzte: nämlich möglichst vielen Pfleglingen das Leben zu retten! Diesem Ziel wird auch mit gutem Erfolg nachgestrebt, und schöne Resultate sind zu verzeichnen.



Pferdeunterstand eines Kampfabschnittes an der nordrussischen Front.

Weihnachtstag auf Posten T. F.

Unsere Hütte liegt nahe der bündnerisch-deutschen Grenze in einem Paßsattel. Seit einigen Tagen stecken wir im Schnee.

Heute, am Morgen des 24. Dezembers, pfeift ein kalter Wind um unsere heimelige Hütte. Während des Morgenessens werden Füsilier Lavini und Mitr. Blesi bestimmt, heute mit der Postordonnanz ins Tal hinunterzufahren, um dieser behilflich zu sein, die Post für uns zur Hütte heraufzubringen. Seit vier Tagen ist keiner von uns im Tal gewesen, da ein Stück des Weges lawinengefährdet schien. Heute nun wird sich der Schnee endgültig gesetzt haben und wir können es wagen, die Weihnachtspost heraufzuholen.

0700 Uhr: Während sich die verstärkte Pöstlergruppe zur Fahrt ins Tal bereit macht, schlüpfen Kpl. Derungs, Füsilier Caduff und ich in die weißen Windschutzanzüge, um auf Patrouille zu gehen. Da meldet sich Füs. Bader: «Herr Leutnant, darf ich auch mitkommen?»

«Bei dem schlechten Wetter?»

Mit einer Stimme, aus der verhaltener Schmerz mitklingt, antwortet Füs. Bader mit einem kurzen «Ja», ohne eine weitere Begründung seines Verhaltens zu geben.

Irgendwie überrascht mich das Verhalten dieses stillen treuen Soldaten. Es ist sonst nicht üblich, daß man sich bei beißendem Wind freiwillig zur Patrouille meldet. — Ich schaue meinem lieben Bader fest in die Augen. Irgendein Kummer spricht aus ihnen. Um die Lippen des Mannes spielt ein verhaltener bitterer Zug.

Hier vor seinen Kameraden will ich Bader nicht weiter zu erforschen suchen. Füsilier Caduff wird gerne in der Hütte zurückbleiben. Bader darf mitkommen.

Schief gegen den jagenden Wind gebeugt steigen wir auf unsern fellbespannten Skiern bergwärts. Im Gleichtakt arbeiten Beine und Arme, so steigt man gut. Nach 300 Metern passieren wir die kleine Schutzhütte, neben der wir unsern Wachtposten placiert haben. Die Nebelkappe tief im Gesicht, den Kaputkragen hochgeschlagen, die Hände in mächtigen Handschuhen steht Füs. Fischli im Windschatten der Hüttenwand. Jetzt erkennt er uns. Er reißt das Gewehr herunter und grüßt, indem er Stellung annimmt. Ein aufmunternder Zuruf — und weiter geht's, an ihm vorbei, bergwärts. Es ist gut, daß wir seit gestern abend stündliche Ablösungen eingeführt haben, die Leute haben nach einer Stunde eine warme Hüttenstube bitter nötig.

Nach einer Stunde haben wir unser erstes Patrouillenziel erreicht. Hier haben wir vor zwei Wochen einer deutschen Gruppe die Hand gedrückt und uns gegenseitig baldigen Schneefall gewünscht. Heute scheint jenseits der Grenze niemand herum zu sein. Wir eilen weiter. Bald gelangen wir in eine tief verschneite, im Windschatten liegende Bergflanke. Der jagende Wind hat hoch oben allen Schnee fortgewirbelt und ihn hier hinunter verfrachtet. Locker und doch leicht windgepackt liegen die Schneemassen vor uns im Hang — Lawinengefahr!

Wir müssen von unserer üblichen Route abweichen.

Ohne daß ich auch nur ein Wort zu sagen brauche, haben meine beiden Begleiter begriffen, um was es geht. Wie ich so nach links hinunter und nach rechts hinauf nach einem Ausweg Umschau halte, meint Kpl. Derungs: «Da unten durch geht's wohl auch nicht, dort bricht alles los.»

«Das Gefühl habe ich auch. Schauen Sie mal nach, ob wir nicht dort oben in die Felsen einsteigen können. Vielleicht dort über den kleinen Kopf hinauf. Wenn der

Einstieg dort über jene Platte möglich ist, werden wir voraussichtlich oben durch traversieren können.

Kpl. Derungs schnallt die Skier los und stapft in der Fallinie des Hanges dem Einstieg zu. Noch warte ich eine Weile, dann wende ich mich an meinen Begleiter:

«Füsilier Bader, Sie haben irgend etwas. Sind's Sorgen? Es würde mich freuen, wenn Sie mir sagen könnten, was Sie quält.»

Ein schmerzverzerrtes Lächeln huscht über das braune Gesicht meines Dienstkameraden. Er sitzt auf seinem Rucksack und starrt vor sich in den Schnee. Noch spricht er einige Sekunden nichts, dann fängt er an, mit gedämpfter Stimme seinem Zugführer seine Sorgen anzuvertrauen:

«Ja, Herr Leutnant, eigentlich ist's ja nicht so Schweres. Und doch plagt es mich. Meine Frau hat mir vor einer Woche geschrieben, daß der zweitjüngste meiner vier Buben krank ist. Er hat Lungenentzündung. Ich weiß schon, wenn's mittlerweile ganz bös geworden wäre, hätten sie aus dem Tal heraufsignalisiert, daß ich Urlaub erhalte. Aber ich weiß ja nie, ob sie im Tal nicht plötzlich mit dem Signalisieren anfangen, oder ob heute, wo unsere Pöstler wieder ins Tal hinunter können, nicht ein Urlaubspaß wegen schwerer Krankheit in der Familie für mich heraufgebracht wird. Dieser Bub liegt mir so am Herzen, daß es mich einfach quält. Vor allem diese Ungewißheit. Am liebsten hätte ich dem Bub ein ganz großes Weihnachtspäckli gesandt, aber meine Frau braucht meinen Sold, um die Familie durchzubringen. Geschenke gibt's da weder für meine Frau, noch für die Kinder, noch für mich. Wenn ich jetzt so in der Hütte sitzen würde, so ließen mir alle diese Gedanken keine Ruhe. Darum habe ich Sie gefragt, ob ich mitkommen dürfe.»

Jetzt starrt mein braver Füs. Bader wieder still vor sich in den Schnee. Ich danke Bader, daß er mir seine Sorgen anvertraut hat. Auch ich hoffe, daß es seinem Buben wieder besser gehe. Uebrigens wisse ich, daß seine Familie heute ein großes Weihnachtspäckli erhalte. Für die Familie eines guten Soldaten habe unsere Heimat noch immer etwas zu Weihnachten gehabt. — Da schaut mich Bader ganz verdutzt an: «Ich ein guter Soldat?» — «Bader, Sie haben Ihre Sache noch immer gut gemacht. Erinnern Sie sich an unsere letzte Gefechtsübung, als es darum ging, mitten in der Nacht eine wichtige Meldung auf unser Kompagniekommando zu bringen? Meinen Sie, ich hätte gerade Sie zu dieser Aufgabe auserwählt, wenn ich Sie nicht als ganz vorzüglichen, zuverlässigen Soldaten kennen würde? — Ja, Bader, ich schätze Sie als guten Soldaten, Sie sind ein stiller, ruhiger Bürger. Sie kennen nicht viele Worte, Sie haben noch nie mitgesungen, wenn's ans Singen ging, aber immer treu Ihre Pflicht erfüllt, auch wenn es einmal hart zu und her ging. Das habe ich an Ihnen immer sehr geschätzt, ohne Sie viel zu loben. — Heute aber, da muß ich es Ihnen einmal sagen, daß Sie mir einer der besten und einer der liebsten im Zug sind. — So, und jetzt Kopf hoch, Bader, und mir nach, dort oben winkt Kpl. Derungs.»

Ein fast verlegenes Lächeln huscht über das Gesicht des schweigsamsten meiner Soldaten.

In steilen Spitzkehren geht's aufwärts. Manchmal, wenn ich so in einer Kehre drin umtrete, wenn Füs. Bader unter der Kehre wartet, bis er an die Reihe kommt, so sehe ich in ein Augenpaar, das befriedigt, ja fast dankbar leuchtet.

Eine Viertelstunde später hangen wir schon hoch in den Felsen. Mit steifgefrorenen Fingern tasten wir nach Griffen. Wenn es daran geht, eine schwierige Stelle zu passieren, so gehe ich ruhig und zuversichtlich drauf los — ich weiß, Bader sichert hinten. An einer ganz unscheinbaren Stelle wird mir unter dem Schnee verborgenes Eis zum Verhängnis. — Ich gleite aus. Da ich mich absolut sicher fühlte, bin ich weit vorgegangen — auf volle Seillänge. Da dies Bader zum Nachfolgen zwang und er sich auf meine Vorsicht verließ, hat er im Augenblick auch nicht sichern können. Mitten im Gleiten werde ich mir dieser Situation bewußt. — Doch schon spüre ich einen kräftigen Ruck. Wie war denn das möglich, ein kräftiger Seilzug hält mich auf. Schon ruft oben Kpl. Derungs: Langsam in der Fallinie aufsteigen, ich ziehe. Oben angelangt, mache ich die Feststellung, daß Bader, um meinen Sturz auffangen zu können, sich rücksichtslos auf die andere Seite des Kammes hinuntergestürzt hat. Seine Geistesgegenwart und seine Einsatzbereitschaft hat uns vor einer bösen Rutschpartie bewahrt.

Unser Umweg hat uns viel Zeit gekostet. Zugleich hat er uns hoch über unsere gewöhnliche Route geführt. Das wird uns nun eine tolle Abfahrt ermöglichen. Zuerst gibt's Kolonnenfahren. Doch dann gebe ich das Zeichen «Kolonnenfahren aufgehoben». Mit andern Worten heißt das: «Vorfahren gestattet». Wir sind hoch über unserer Hütte angelangt. Kaum habe ich das Zeichen gegeben, da taucht schon neben mir ein jagender Schatten auf. Also noch steiler in den Hang. Der Schatten kommt mit. Ein rascher Blick hinüber: Es ist Bader. In wilder Fahrt jagen wir beide dicht nebeneinander der Hütte zu und schwingen miteinander vor derselben ab. Ich gratuliere Bader zu seinen heute gezeigten Leistungen, doch kein Stolz und nichts Aehnliches spricht aus seinen schlichten Zügen, nur in den Augen leuchtet tiefe Dankbarkeit. Um den harten Mund spielt ein verlegenes Lächeln.

Da flitzt der Gefreite Stucki aus dem Holzschopf heraus, an uns vorbei und zur Hüttentür hinein. Wir schnallen die Skier los und wollen in die Hütte treten. — Sie ist verschlossen. — Oha, da weihnachtet's.

In der Hütte drin ein aufgeregtes Getrampel und Geflüster. Dann läßt man uns eintreten. Eine unschuldige Miene aufsetzend, schauen die wenigen Hüttenisassen verlegen zur Decke, während sich der Gefreite Stucki mit komplizierten Redewendungen zu entschuldigen versucht, daß er aus Versehen die Hüttentüre verschlossen habe. Dabei sind der Gefreite und ich uns absolut einig, was da gespielt wird, hat er doch mit Wm. Frick zusammen den Auftrag, Weihnachten vorzubereiten. Während wir unsere Windschutzanzüge ausziehen, meldet man mir denn auch, daß der Schlüssel zur Speisekammer verloren worden sei. Der Gefreite meint naseweis, der Schlüssel könne wahrscheinlich erst am Abend wieder gefunden werden. Auch beim Holzschopf könne man nur eintreten, wenn man vom Christkind das Paßwort erfahren habe. Ich als Zugführer könne es eventuell in der Küche vernehmen, sofern ich von meiner Befehlsgewalt Gebrauch machen wolle. In der Küche hätten nämlich außer dem Küchenchef nur der Gefr. Stucki, Wm. Frick und ich Eingang.

Ich begreife, was der Gefreite meint und sichere ihm zu, weder vom Paßwort noch von der Speisekammer etwas wissen zu wollen und mich den allgemeinen Anordnungen, denen alle übrigen nicht Eingeweihten sich zu unterziehen hätten, Folge zu leisten. Das Christkindlein behandle nämlich Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten gleich.

Am Nachmittag ist Retablieren. Während ich in der Hüttenstube sitze und einige Meldungen schreibe, mache ich eine Entdeckung: In einer Ritze des Tisches liegt eine Tannennadel. Mit dem Bleistift hole ich das Kleinod aus seinem Versteck hervor. Die Nadel ist noch ganz grün. Hier um unsere Hütte gibt es aber weit und breit keine Tannen. Der Gefreite Stucki oder seine beiden Helfer müssen irgendwann, vielleicht heute vormittag, als ich abwesend und die übrigen Postenmitglieder anderweitig beschäftigt waren, weit unten im Tal einige Tannenzweige oder gar ein ganzes Bäumchen heraufgeholt haben. — Da betritt der Gefreite Stucki die Stube. Unauffällig lege ich meinen Meldeblock auf das Kleinod. Es soll niemand wissen, daß ich «dem Christkind schon ein wenig auf die Spur gekommen bin».

Der Gefreite meldet, daß er nach den Pöstlern Ausschau gehalten habe, aber er habe sie selbst weit im Tal unten noch nirgends sehen können. Dabei sollten sie doch schon bald hier sein. Füs. Bader habe sich anerboten, den drei Pöstlern entgegenzufahren, um ihnen, wenn nötig, behilflich zu sein. Doch meine Abkommandierung trifft nicht Bader, sondern einen andern, denn ich will nicht, daß Bader vorzeitig merkt, daß die Post außer dem Soldatenpäckli noch ein weiteres Päckli für ihn heraufbringt. Denn jene unbekannte Frau, die mich vor Wochen im Gedränge eines großen Bahnhofes nach der Adresse eines armen Soldaten gefragt hat, wird meinen Bader wohl nicht vergessen haben.

1700 Uhr. Es dämmert. Der Weihnachtsabend bricht an. Bis an die drei «Eingeweihten», die in der Küche und im Holzschopf ihrer «geheimen Mission» obliegen und bis an die Wache im Sattel vorne und die Patrouillenwache vor der Hütte sitzen wir alle in der warmen Hüttenstube.

— Da stürzt die Patrouillenwache in die Stube: «Im Tal unten signalisiert jemand!»

Wir schlüpfen in die Windschutzanzüge und eilen vor die Hütte. «Alle Fensterläden schließen.» So, jetzt sind alle überzähligen Lichtquellen verdunkelt und mit einer Signallaterne nehmen wir den Anruf ab. Jetzt beginnen sie unten mit der Meldung. Noch ist diese nicht fertig, so beginne ich schon zu befehlen: «Kpl. Derungs mit ganzer Gruppe startbereit und den Kanadierschlitten mit vier Decken fahrtbereit machen —

vier Zugseile — Sanitätssoldat ebenfalls mit — 1 Mann mit einem Reff.»

Jetzt sind sie unten mit der Meldung fertig. Nach zwei Minuten ist alles startbereit, ohne daß lange hin und her diskutiert wird. Ich wende mich an die Leute: «Kameraden, die Meldung, die von unten kam, lautete: Mitr. Blesi Fuß verstaucht — möchte in der Hütte Weihnachten feiern. — Wir haben viel Post. Ihr habt den Auftrag, Mitr. Blesi, der nicht ins Tal hinunter abtransportiert werden möchte, sondern mit seinen Kameraden Weihnachten feiern will, heraufzuschaffen und sämtliche Post mitzubringen. — Abfahren.»

Mann hinter Mann fährt die Patrouille ab, zuhinterst einer mit dem Kanadierschlitten. Jeder hat vorne eine Taschenlampe angehängt, deren Schein in der dunklen Nacht die Spur des Vordermannes beleuchtet. Während diese Kolonne kleiner Lichter talwärts huscht, gebe ich Wm. Frick und dem Gefr. Stucki die Weisung, alles für den Empfang und die Pflege des verunfallten Blesi und vielleicht auch gerade noch für die Weihnachtsfeier vorzubereiten. Nachher gebe ich dem Gegenposten noch die Meldung durch, daß 8 Mann mit 1 Kanadierschlitten und einem Reff unterwegs sind — und dann eile ich mit einem Meldefahrer der Gruppe Derungs nach.

Es mögen gut 2½ Stunden vergangen sein, bis wir mit dem auf dem Schlitten verladenen Mitr. Blesi zur Hütte zurückgekehrt sind. Wir sind pechnaß, der Schlitten hat uns schwer zu schaffen gegeben. Doch jetzt sind wir oben. Wm. Frick und Gefr. Stucki legen der Postordonnanz absolute Verschwiegenheit nahe und behändigen sogleich sämtliche Post, während wir alle unsern Blesi aus seiner dicken Verpackung herauswickeln. Alle Decken und sonstigen Hilfsmittel konnten nicht verhindern, daß Blesi scheußlich friert. — Jetzt tragen vier Kameraden den Verletzten in unsere Hüttenstube — in der ein liebliches Tannenbäumchen uns zum Empfang leuchtet. Aus den beiden Stubentischen und einer behelfsmäßig aus Brettern konstruierten Verbindung zwischen beiden ist eine lange Weihnachtstafel entstanden. Die Hüttenteller stehen in Reih und Glied und die soeben erst angekommenen Postsachen sind neben jedem Teller aufgeschichtet. In der Mitte des Tisches ist aus den Soldatenpäcklein, wie sie jeder Offizier, Unteroffizier und Soldat, der über Weihnachten im Dienst steht, von seiner Heimat erhält, ein kleiner Turm errichtet. Diese Päcklein werden wir erst um 11 Uhr nachts verteilen.

Wie ich all die Briefe und Pakete neben den Tellern aufgestapelt sehe, denke ich an Bader. Ob er wohl auch ein Päckli hat? Ich weiß nicht, welcher Platz ihm zugewiesen ist, aber ich finde keinen einzigen, neben dem nicht mindestens ein Geschenk placiert ist. — Ja, wo steckt denn überhaupt Bader? — Ach ja, dort neben dem Ofen, wo für unsern verunfallten Blesi ein Lager hergerichtet worden ist — dort ist Bader und hilft dem Sanitätssoldaten bei der Pflege des stark aufgeschwollenen Fußes. Seine Kameraden nehmen — nachdem sie sich mittlerweile umgezogen haben — bereits am großen Familientisch ihre Plätze ein und der Gefr. Stucki serviert den ersten Gang unseres «Weihnachtsmenüs», das aus Suppe, Spaghetti, Braten und einem Stück Kuchen besteht. Während wir unsere Suppe löffeln, wird fleißig über den fraglichen Inhalt der verschiedenen Päckli diskutiert, die allesamt nach Weisung des Gefr. Stucki noch nicht geöffnet werden dürfen. Entweder hat er Angst, sein Weihnachtsmenü würde nachher nicht mehr gebührend gewürdigt oder er hat in Berücksichtigung gezogen, daß der enge Platz am Tisch ein Oeffnen der Päckli gar nicht zuläßt.

— Jetzt hat sich auch Bader umgezogen. Er scheint seinen Platz zu suchen. Dort unten ist noch einer frei, bei dem zwei Päckli aufgestapelt sind. Bader schaut hinunter — und sucht dann weiter, wahrscheinlich sucht er einen Platz, bei dem es keine Päckli hat. Aber so einen gibt es eben gar nicht. Mit einem Blick voll Zweifel schaut Bader jetzt wieder zu dem fraglichen Platz hinunter. Unsicher schweift sein Blick über die Kameraden hinweg, streift flüchtig den Zugführer und dann klettert er zögernd hinter seinen Kameraden durch auf jenen Platz zu. — Jetzt bleibt er stehen. Doch da bestätigt ihm der Zuruf eines Kameraden, daß er auf dem richtigen Weg ist. — Und wie Bader seinen Platz einnimmt, da huscht ein verunglücktes Lächeln über seine derben Züge — wieder streift mich ein fast schüchterner Blick. Als Bader das von einer ihm fremden Frau zugesandte obere Päckli weghebt und auf dem zweiten die unbeholfenen großen Züge einer Kinderschrift erkennt, da entfährt es ihm fast überlaut: «Das hat mein Zweitjüngster geschrieben!» Wieder huscht über das an Glück und Lachen wenig gewohnte Gesicht ein verunglücktes Lächeln, aus dem doch so viel stilles Glück und so viel stilles Hoffen leuchtet. — Dann schaut Bader plötzlich unter den Tisch. Er muß eine Rührung verbergen. Doch sein gutes Herz ist der Situation nicht gewachsen. — Da nimmt er das liebe Päckli unter den Arm und klettert, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, hinter dem Tisch hervor und verschwindet im Schlafraum — von den fragenden stummen Blicken seiner Kameraden begleitet. Der Führer rechts, Wm. Frick, meint: Bader hat seit vielen Tagen bittere Sorgen gehabt um seinen schwerkranken zweitjüngsten Bub. Jetzt hat ihm dieser ein Päckli adressiert. Es scheint ihm besser zu gehen. Das ist für so einen lieben Kerl, wie dies Bader ist, eben etwas viel. So jetzt wißt ihr, was los ist — seid Bader immer recht gute Kameraden.» — Mit diesen wenigen Worten umreißt der Führer rechts die Situation und mancher meiner Kameraden nimmt die schlichte Ermahnung unseres Führer rechts zu Herzen, ohne große Worte zu machen, hat mancher tiefernst genickt.

Stumm sitzen wir an unserm großen Tisch. Es weiß ja jeder von uns, daß der andere auch ein Herz hat, daß auch er zu Hause eine Frau oder Kinder, oder Eltern und Geschwister oder sonst einen lieben Menschen hat, der jetzt vielleicht an uns Soldaten denkt, die in einer einsamen Hütte Weihnachten feiern.

Dann stimmt einer ganz leise, fast zögernd an — die Kameraden helfen mit und bald ertönt aus vielen Kehlen hell und feierlich das Gott ehrende Lied: «Großer Gott wir loben dich.» Während wir die zweite Strophe singen, geht die Tür zum Schlafraum auf. Bader tritt in die Stube. Er lehnt an den Türpfosten. Noch muß er ein wenig den Schmerz oder die Freude verschlucken, die wieder in ihm aufsteigen wollen. Ein Kamerad ruft ihm zu: «Wie geht's dem Zweitjüngsten? Ganz sicher besser, nicht wahr?» — Bader nickt und wieder huscht jenes schlichte Lächeln über seine Züge. Noch einmal senkt er verschämt seinen Kopf — und dann fängt er an, aus vollem Herzen mitzusingen.

— So haben wir auf Posten T.F. Weihnachten 1942 gefeiert. Lt. Aschmi.

Literatur

Generäle. Von Fritz Ernst. Erschienen im Verlag Fretz & Wasmuth in Zürich.

(EHO.) Die Generäle de Warnery, Besenval, Zurlauben, Jomini, Dufour und Wille bestimmen den Inhalt und die äußere Aufmachung des sorgfältig ausgestatteten Buches. Fritz Ernst hat es unternommen, in geistvoller und trotzdem leicht faßlicher Weise Persönlichkeit und Leben dieser großen Schweizer Militärs zu charakterisieren. Indem er von Anfang an darauf verzichtete, seine Essais mit biographischen Notizen zu belasten, ist es ihm in außerordentlich feiner Manier gelungen, die markantesten Wesenszüge dieser Offiziere mit nahezu analytischer Schärfe hervortreten zu lassen. Die Lektüre wird schlechthin zu einem vollendeten Genuß. Das Buch offenbart eine grundsaubere soldatische Gesinnung, die, ohne allerdings aufdringlich zu wirken, trotzdem in jedem Kapitel durchaus spürbar ist. Wir können dieses ernsthafte, dokumentarisch wertvolle und mit vorzüglichen Illustrationen ausgestattete Buch nur empfehlen.

Schweizer heute! Von Th. Bovet. Herausgegeben vom Gotthard-Bund, im Verlag Paul Haupt, Bern.

(EHO.) «Kleiner eidgenössischer Katechismus» nennt sich dieses, schon in der zweiten Auflage herausgekommene Trostbüchlein von Bovet. In 26 kurzen Kapiteln ist alles das enthalten, was uns Eidgenossen in diesen Tagen nottut. Der Besitzer dieses Werkleins nennt eine Fülle geistigen Brotes sein eigen, das bekanntlich noch nicht rationiert ist und an dem möglichst viele Mitbürger mitgenießen sollten. Sein Inhalt verbreitet Licht, schafft Zuversicht und ist uns Wegweiser, wo so viele falsche Wege ins Verderben führen wollen. Welche prächtige Gesinnung in diesen 31 Seiten wohnt, möge einzig der Schlußsatz des Vorwortes offenbaren, der da lautet:

«Im übrigen möge jeder auf den Andersdenkenden die Worte anwenden, die der Priester Hans Schönbrunner beim Anblick des toten Zwingli weinend sagte: ‚Wie du auch Glaubens halb gewesen, so weiß ich, daß du ein redlicher Eidgenoß gewesen bist!'»

Wir empfehlen die Schrift vor allem auch den denkenden Soldaten aller Grade. Sie wird mithelfen, das Band der Kameradschaft und der gemeinsamen schweizerischen Gesinnung noch enger zu knüpfen.